

(11. Fortsetzung.)

John Horst nahm in einem billigen amerikanischen Boardinghouse Wohnung, denn er hatte es sich zum Geleg gemacht, vorderhand möglichst wenig mit Landsleuten zu verkehren und jede Gelegenheit wahrzunehmen, seine Fertigkeit im Gebrauch der englischen Sprache nach Möglichkeit sich zu erhalten und zu befestigen. Und nun begann wieder wie einst in New York die Jagd nach einer Anstellung. Freilich hatte er diesmal den Vortheil voraus, daß sich ihm nun vermöge seiner Kenntniß der Verhältnisse und der Landessprache ein viel größeres Feld der Betätigung bot.

Es waren noch nicht acht Tage vergangen, als es ihm gelungen war, eine Anstellung als Kollektor bei einem Arzt zu erhalten, ein Beruf, der ihm vollständig neu war, da man ihm im alten Vaterlande überhaupt nicht kannte. Seine Aufgabe war es, die Geschäftsbücher des vielbeschäftigten Arztes zu führen, die Rechnungen auszusprechen und die Beiträge in den Familien einzuziehen. Zuständig kam es ihm, daß er im Stande war, eine Kautions zu stellen. Freilich anstatt der hundert Dollar, die er zur Sicherheit bei seinem neuen Brotherrn deponierte, hätte er eigentlich fünf-hundert als Kautions hinterlegen sollen, aber da er von allen Bemerkern um den Posten die besten Manieren hatte und den vertrauenswürdigsten Eindruck machte, so hatte der Arzt über diesen Mangel hinweggesehen. Der ehemalige deutsche Offizier füllte sich sehr wohl in seiner neuen Stellung; denn der Arzt war ein feingebildeter, freundlicher Herr, der mit ihm auf völlig gleichem gesellschaftlichen Fuß verkehrte und ihm bald volles Vertrauen schenkte. Auch der größte Theil der Klienten, die er zu besuchen hatte, gehörten den gebildeten Ständen an, und nur selten zeigte man ihm unfreundliche Mienen oder wies ihn gar barsch die Thür, wenn er die Rechnungen präsentirte. In seine Thätigkeit als Kollektor nicht seine ganze Zeit in Anspruch nahm, so sah er sich nach einer passenden Nebenbeschäftigung um. Ein Zufall verschaffte ihm eine solche, die ihm nicht nur eine angenehme war, sondern die sich auch als recht lohnend erwies. Eine amerikanische Dame, die ihm wohl an seiner Aussprache den Deutschen angemerkt und zugleich an seinem ganzen Auftreten den gebildeten Mann erkannt hatte, fragte ihn, ob er nicht geneigt sei, ihre Kinder in der Deutschen Sprache zu unterrichten. Zwar wollte er in seiner Zughaltigkeit und Bescheidenheit den Antrag zurückweisen, indem er offenherzig erwiderte, daß er noch nie in seinem Leben unterrichtet habe, aber die Dame redete ihm selbst freundlich zu. "Sie sind gewiß noch nicht lange im Lande", sagte sie freundlich, "sonst wüßten Sie, daß ein Amerikaner niemals ein Anerbieten oder ein Amt zurückweist, in dem Bedenken, er besäße nicht die Fähigkeiten dazu. Heute Abend oder morgen, morgen Präsidens, was man noch nicht kann, das lernt man eben. Versuchen Sie nur, und wir werden sehen!"

So wurde also der ehemalige Huzarenlieutenant Lehrer. Er legte sein bestes Können ein, und da es ihm gelang, sich das Vertrauen und die Liebe seiner Schüler, zweier intelligenter, leicht aufzufassender Knaben, zu erwerben, so blieb der Erfolg nicht aus. Die Dame empfahl ihn weiter, und da ihn auch sein Brotheber in den Bemühungen, neue Schüler zu erlangen, lebenswürdig unterstützte, so übertrafen seine Einnahmen aus dem Unterricht, der ihm pro Stunde einen Dollar eintrug, bald seine Einkünfte als Kollektor. John Horst verlebte einen angenehmen Winter in Chicago und vermehrte sein Erspartes in den sechs Monaten um dreihundert Dollar.

Es war zu Anfang April, als er eines Abends ein englisches Schauspiel besuchte. Natürlich hatte er, sparsam wie er geworden war, seit er selbst seinen Lebensunterhalt verdiente, einen der billigeren Plätze im zweiten Rang aufgesucht. Mit großer Aufmerksamkeit folgte er der Vorfelhlung, und mit großer innerer Befriedigung konstatierte er, daß ihm nicht das geringste Wort und nicht einmal eine der vielen wichtigen Pointen des Dialogs unverständlich blieben. In der großen Pause des zweiten Aktes sah er in den Zuschauer-raum des Parterres und des ersten Ranges hinab. Der untere Raum schien ausverkauft, auch die elegant ausgefärbten Logen des ersten Ranges waren fast ausnahmslos besetzt. Da durchfuhr es ihn jäh wie ein elektrischer Schlag, und er machte eine unwillkürliche Bewegung, als müßte er aufspringen und davonlaufen. Das Blut schoß ihm ungestüm in den Sinnen und Wangen, und das Herz pochte ihm so häßlich und laut, daß er glaubte seine Nachbarn müßten es vernehmen. Ein Bitteln durchließ seine ganze Gestalt, und während er inständig seinen Kopf duckte, sah er zu einer der reicheren Toiletten prägnanten Insassen der Logenplätze hin-ab. Ja sie war es: Lizzie Blackfield, deren plötzliche, unerwartete Erschei-

nung auf ihn wie etwas Uebernatürliches, wie ein beseligendes Wunder wirkte. Mit allen Sinnen verfenkte er sich in ihren Anblick. Eine tiefe Ergriffenheit kam über ihn, alles in ihm löste sich in Freude und Wehmuth, und seine Augen füllten sich mit Thränen. "Lizzie!" stammelte er leise. "Lizzie!" Nach einer Weile hatte er sich so weit gefaßt, daß er ihre Umgebung in Augenschein nahm. Sie war offenbar mit jener älteren Dame und jenem älteren Herrn gekommen, mit denen sie sich lebhaft unterhielt. Ihr Vater war nicht in der Loge. Wie kam sie nach Chicago? Die Antwort auf diese in ihm aufstauende Frage ergab sich von selbst. Wahrscheinlich hatte sie mit ihrem Vater den Winter in Chicago verbracht. Mr. Blackfield interessierte sich wahrscheinlich nicht für die dramatische Kunst und war zu Hause geblieben, während Lizzie mit Verwandten oder Bekannten das Theater besuchte. Eine Wendung ihres Kopfes nach seiner Richtung hin ließ ihn zusammenschrecken, und mit instinktiver Bewegung beugte er sich weit zurück, während ihm der Gedanke durchfuhr: "Sie darfst dich um Gottes willen nicht sehen! Was soll sie denken! Wie soll sie sich deine Anwesenheit erklären!"

Aber gegen den Impuls, aufzustehen und das Theater zu verlassen, sträubte sich ein unwiderstehliches Gefühl in ihm. Eine unüberwindliche Macht bannte ihn an seinen Platz; vorsichtig legte er sich wieder vornüber, seine Arme auf der Brüstung ruhend. Und auch als nun der Vorhang wieder in die Höhe raste und das Spiel seinen Fortgang nahm, starrte er immer noch angepannt nach der Loge hinab. Seine Phantasie half ihm die lieblichen Züge ergänzen, die er in der halben Dämmerung, in die der Zuschauertraum nun tauchte, nicht deutlich erkennen konnte. Dabei wurde die Erinnerung an die unvergesslichen süßen Tage von Dahlow in ihm lebendig, und sein Herz weitete sich vor Liebe, Glück und Sehnsucht.

Als die Vorstellung zu Ende war, entspann sich in seiner Brust ein heifer Kampf. Eine ungestüme Regung trieb ihn an, hinab zu eilen, sie zu begrüßen, ihre kleine, weiche Hand in die seine zu nehmen, aus nächster Nähe in ihre lieblichen Züge, in ihre strahlenden, braunen Augen zu schauen und mit ihr zu plaudern von schönen, vergangenen Tagen. Aber das Gefühl der Scham behielt doch die Oberhand in ihm. Würde sie nicht bei seinem plötzlichen Anblick erschrecken? Um wie sollte er ihr seine Anwesenheit erklären? Sollte er ihr vom Zwangslauf des väterlichen Gutes, von dem Ruin der Familie berichten? Sie hätte ihn nur in den Tagen des Glanzes gekannt, als flotten, eleganten, ewig heiteren, sorglosen Huzarenoffizier. Und nun sollte er ihr sozusagen als armer, im Kampf ums Dasein hart ringender Proletarier gegenüber-treten? Er grub seine Zähne tief in die Unterlippe und trallerte seine Hände zusammen und hielt sich mit gewaltiger Willensanstrengung auf seinem Platz zurück, während ein schneidender Schmerz seine Brust wie mit Messern durchschnitt. Erst als das Theater sich fast geleert hatte, brach er auf, vorsichtig die Treppen hinabsteigend und schau durch die weite Welt blickend.

Während der nächsten Tage war er kaum im Stande, seiner Pflicht in der gewohnten Weise nachzukommen, — eine so ungeheure Unruhe garte in ihm. Vierzehn Tage kämpfte er mit sich wie ein Verzweifelter. Dann hatte er seinen Entschluß gefaßt: sein Ehrgefühl trieb ihn, die Stadt zu verlassen. Dazu kam die Erwägung, daß ihm seine Doppelstellung, so angenehm sie ihm auch in übriger Hinsicht war, doch keine Zukunft bot. Mit den fünfundsiebenzig Dollar wöchentlich, die er verdiente und die in den Sommermonaten ohnedies noch eine Schmälerung erfahren würden, konnte er nicht daran denken, sich und seine Familie wieder in eine höhere soziale Stellung zu bringen. Gerade seine Begegnung mit Lizzie Blackfield hatte seinen Ehrgeiz und sein Streben nach einer besseren materiellen Lage mächtig aufgeschwächt. Er erinnerte sich seines eigentlichen Zweckes, der ihn nach Amerika geführt hatte: eine Farm zu erwerben und sich so eine freie, unabhängige und gesicherte Existenz zu gründen, war seine Idee gewesen. An ihr wollte er festhalten.

15. Kapitel.

John Horst war mit der Eisenbahn von Chicago nach Topeta, der Hauptstadt des Staates Kansas, gefahren. Er hatte sich diesen Staat erwählt, weil Kansas ein vorzüglich Getreide bauender Staat war und weil es hier bereits eine Anzahl blühender deutscher Ansiedelungen gab. Von Topeta sollte er seinen Weg zu Fuß fort. Unterwegs sprach er über-all auf den Farmen vor, an denen ihn sein Weg vorüberführte. Mit der Gastfreundschaft, die in Amerika besonders in ländlichen Distrikten überall üblich ist, gewährte man dem Wanderer gern Obdach und Speise, aber eine ihm zugewandte Stellung

fand sich nicht. So gelangte er nach Newton, einem kleinen Städtchen von wenigen tausend Einwohnern, das im Mittelpunkt der deutschen Ansiedelungen des Staates Kansas lag. Hier befand sich auch ein unter deutscher Leitung stehendes Einwanderungsbureau. Als John Horst auf dem Bureau vor sprach und seinem Wunsch, auf einer deutschen Farm Arbeit zu finden, Ausdruck gab, sagte der Beamte, nachdem er ein paar Fragen über frühere Thätigkeit an ihn gerichtet hatte: "Das trifft sich ausgezeichnet. Sie sind ein gebildeter Mann. Da werden Sie sich sehr gut für die Stellung eignen, die in Brown's Hill seit einiger Zeit vakant ist. Brown's Hill ist eine größere deutsche Farm, vier Meilen von hier. Der Besitzer Mr. Brown ist der Vorsteher der deutschen Gemeinde, zu der sich die umliegenden Farmen zusammen geschlossen haben. Dort wird ein Lehrer unterrichtet, der deutsch und englisch unterrichten kann. Sie scheinen mit ganz der geeignete Mann dazu. Wenn Sie annehmen wollen, gebe ich Ihnen ein paar Zeilen mit an Mister Brown."

"Meine Absicht war eigentlich, die Farmwirtschaft kennen zu lernen", wandte der junge Deutsche ein, so zu sagend auch die angebotene Stellung für ihn sein mußte.

"Dazu bietet sich in Brown's Hill genug Gelegenheit für Sie, junger Mann", erwiderte der Beamte. "Mister Brown's Farm ist eine Muster-wirtschaft, die beste und ertragreichste im ganzen Staat. Die Farmer-werben sind nicht erpicht, Gelehrte zu werden. Drei oder vier Stunden Unterricht am Tage ist mehr als hinreichend. Da bleibt Ihnen also noch genug Zeit, in der Landwirtschaft mit Hand anzulegen." John Horst bedachte sich unter diesen Umständen natürlich nicht lange und machte sich mit dem Empfehlungsschreiben des Beamten des Einwanderungsbureaus auf den Weg nach Brown's Hill. Schon der äußere Zustand der Acker bewies ihm, daß auf der Farm eine umfichtige, rationelle Leitung herrschte.

Mr. Brown, ein einfacher Mann in den fünfzigern, dem man den Deutschen sofort bei jedem Wort und an seinem ganzen Gebaren anmerkte, wenn er auch nach der Gemüthsart seiner Landsleute seinen deutschen Namen anglich, hatte, machte nicht viele Worte. In deutsch-amerikanischer Redeweise, die den Anstimmung lebhaft an Mr. Blackfield erinnerte, sagte er: "Well, Stranger, wollen's miteinander versuchen. Sie tenden die School und machen sich daneben auf der Farm als Help nützlich. Dafür tschicklichen Sie fünfzehn Dollar per Week und haben freie Board bei uns."

"All right!" erwiderte der Deutsche und schlug kräftig in die ihm wieder gebotene Hand ein. Außer einer Anzahl von Aechten und Mädchen gehörte die Frau des Farmers und ein erwachsener Sohn zu den Hausge-nossen John Horst's. Ein arbeitsames Leben begann nun für den jungen Offizier, wie er es noch nie in seinem Leben geführt hatte. Bei Tages-eräuen ging's hinaus ins Feld, der Farmer und sein 20jähriger Sohn allen voran. Von 8 bis 12 Uhr ertheilte John Horst vierzig Knaben und Mädchen, die aus den Farmen der Nachbarschaft in Brown's Hill zusammenströmten, Unterricht. Dann kam eine kurze Ruhepause, und nach dieser begann wieder die Arbeit in der Landwirtschaft. So schwer und ungewohnt ihm auch die Feldarbeit fiel, so strengte sie ihn doch bei weitem nicht so an wie seine Lehrthätigkeit.

Gegen Ende Sommer unterbrach ein eck amerikanisches Ereigniß das eintönige Leben auf der Farm: Harry Brown, der einzige Sohn des Farmers, feierte seinen einundzwanzigsten Geburtstag. Dazu hatte er eine größere Gesellschaft junger Leute aus der Umgegend, Jünglinge und junge Mädchen, geladen. Der Farmer hatte für die Gäste seines Sohnes ein Fraß-Bier auflegen lassen, ohne selbst durch seine Gegenwart der Lust der jungen Leute ungewünschten Zwang aufzuerlegen. Mit großer Verbundenheit und in stiller Beustigung sah John Horst den Vergnügungen des jungen Farmers und seiner Gäste zu. Der-gleichen hatte er in Deutschland nie gesehen. Zuletzt kam das Heiraths-spiel daran, das sehr beliebt sein mußte, denn schon der Vorschlag, den einer der jungen Männer machte, wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt. Selbstverständlich wurde dem Ge-burtsstagskind die Hauptrolle bei dem ausgelassenen Spiel zugetheilt. Harry Brown war also der Bräutigam, und als seine Braut wählte er das hübscheste Mädchen der Gesellschaft, Mary Anderson, die Tochter einer armen, amerikanischen Wittwe, deren Mann einst mit Mr. Brown in geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen gestanden und die nun in dem Städtchen Newton einen kleinen Candy-Store besaß und sich und ihr Kind recht und schlecht ernährte. Zuerst wurde ein langer Zug formirt; das Brautpaar an der Spitze, begaben sich alle Gäste paarweise nach der Kirche, die von einem leeren Holzschuppen re-

präsentirt wurde. Hier stellte einer der jungen Leute, der über etwas schauspielerisches Talent verfügte, den Priester dar. Er hielt eine Ansprache, in die sich Ernst und Scherz in drolliger Weise mischten. Dann wurden die Ringe gewechselt; der junge Mann küßte seine junge Frau vor der ganzen Festgesellschaft, und beide nahmen die Glückwünsche der sie umdrängenden Gäste mit strahlenden Mienen an. Nun ging es wieder in feierlichem Zuge zu dem Hause zurück. Hier war auf einem freien Platz für das Abendbrot eine Tafel aufgeschlagen worden, und das Hochzeitsmahl nahm seinen Anfang. Viele Gastfreunden wurden gehalten, und auf das junge Paar wurden wohl ein Duzend Hochs ausgesprochen, Harry Brown und Mary Anderson spielten ihre Rolle als glückliches junges Ehepaar vortrefflich. Ihre Hände fanden sich von Zeit zu Zeit mit zärtlichem Druck, und ebenso oft sahen sie einander verliebt in die Augen. Der Schluß krönte das Ganze. Als die Tafel aufgehoben worden war, hieß es: "Nun muß das junge Ehepaar die Hochzeitsreise antreten!" Flugs wurde aus der Remise die Kalesche herorgezogen, die Mr. Brown bei gelegentlichen Fahrten nach der Stadt mit seiner Frau zu benutzen pflegte. Das junge Paar nahm Platz im Fond des Wagens, und ein halbes Duzend der jungen Leute spannte sich vor und zog unter dem Jubel der anderen die Kalesche im Trabe davon. Dicht aneinander geschmiegt ruhte das junge Paar in zärtlicher Umarmung, süße Küsse tauschend, mit großer Naturtreue die Rollen der liebeseligen, jungen Eheleute spielend.

Die lustige Heirathskomödie hatte ein ernstes, ungehobenes Nachspiel. Drei Tage später erhielt der junge Brown die folgende Epistel:

"Mein lieber, süßer Harry! Ich lichte Dich, mit zutheilen, wie Du es in Zukunft zwischen uns gehalten haben willst, ob ich zu Dir nach Brown's Hill kommen oder Du in Newton bei uns Wohnung nehmen willst. Es schied sich doch nicht, daß zwei junge Geleute, wie wir, fern von einander leben. Herzliche Grüße sendet Dir Deine Dich liebende, sehnsüchtig nach Dir verlangende kleine Mary Brown, geb. Anderson."

Der junge Farmer las, schüttelte mit dem Kopf, lachte und nahm weiter seine Nothiz von dem merkwürdigen Brief, den er in ein Duzend kleiner Stücke zerriß und im Wind davon-flattern ließ. Acht Tage später ging dem Vater des jungen Mannes ein Schreiben Rote Anderson's, der Mutter Mary's, zu. In sehr kategorischer Form wurde in dem Brief verlangt, Mr. Brown solle sofort Anstalten treffen, damit das junge Ehepaar zusammenleben könne; denn es sei ein Skandal, daß die junge Frau nach wie vor bei ihrer Mutter als junges Mädchen zu leben gezwungen sei, während ihr doch das Recht zustehe, bei dem ihr angetrauten Manne zu leben. Wenn Harry Brown nicht innerhalb einer Woche seiner Verpflichtung nachgekommen sei, für den Lebensunterhalt seiner jungen Frau zu sorgen, so müsse diese zu ihrem Bedauern bei dem Richter ihr Recht suchen.

Und so geschah es. Es gab einen Prozeß. Schon vierzehn Tage später fand der erste Termin statt. Der Advokat klagte im Namen seiner Klientin auf Erfüllung des Eheversprechens oder auf die Zahlung einer Summe von 30,000 Dollars als Sühne. Im ersten Termin wurden die Parteien aufgerufen, die Klägerin wurde vom Richter befragt, worauf sie ihre Ansprüche stütze, und nun berichtete das junge Mädchen unter fortwährendem Erörtern, Stimmeln und Schlingen, was sich an jenem ominösen Nachmittage und Abend zugetragen hatte. Als an den jungen Ehemann die Frage gestellt wurde, ob er gewillt sei, seine Verpflichtungen gegen die Klägerin zu erfüllen, verneinte er stritt. Und nunmehr wurde zu dem zweiten, kurze Zeit darauf angelegten Termin die Zeugen vorgeladen. Die ganze Geburtsstags-gesellschaft stellte sich vor dem Forum des Richters ein. Sie alle — Freunde und Freundinnen des jungen Farmers — erklärten, daß alles nur Spiel und Spaß gewesen. Auf die Frage des Richters, ob irgend jemand gehört habe, daß Harry Brown die Klägerin Mary Anderson als seine Braut bezog, als seine Frau bezeichnet und ob er sie geküßt habe, gaben alle an, daß sie Detarigtes weder gehört noch gesehen hätten. John Horst, der als unbetheiligter Zuschauer die Vorgänge in Ruhe beobachtet hatte, war der einzige, der der Wahrheit die Ehre gab und vor Gericht aussagte, daß Harry Brown die Klägerin wie derholt sowohl als seine Braut an als seine Frau anredet, als auch mehr als einmal die süßen Vorrechte eines Ehemannes an Mary Anderson's Lippen genossen habe. Schon auf dem Heimwege machte der Farmer dem ehrlichen Zeugen die bestigsten Vorwürfe, und als ein paar Tage später der Richter sein Urtheil fällte, das dahin lautete, daß Harry Brown entweder das durch ihn bloß-

gestellte junge Mädchen in aller Form zu ehelichen oder ihr als Entschädigung die Summe von 10,000 Dollar zu zahlen habe, kam es zu einem unheilbaren Bruch zwischen dem Farmer und dem jungen Deutschen. (Fortsetzung folgt.)

Der moderne Walfischfang.

Von Franz Winter.

Der Walfischfang oder die "Walferei" ist, wenn auch durch Abenteurerlust und Freude an Betätigung körperlicher Kraft gefördert, stets in erster Linie aus materiellen Gründen ausgeübt worden. Systematisch sollen den Walfischfang zuerst die Wästen betrieben haben, und zwar im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert. Die für den Walfischfang bestimmten Schiffe waren Kreuzer, die, allein oder zu kleineren Geschwadern vereinigt, längere Seereisen zu machen hatten und je nach den Jagdgründen, die sie aufsuchten, fünf bis acht Monate oder auch ein und selbst mehrere Jahre unterwegs blieben, letzteres, wenn es sich um Fahrten durch die Weltmeere handelte, in welchem Falle natürlich nur größere Fahrzeuge zur Verwendung kommen konnten. Ein Kreuzer führte stets eine Anzahl von Booten mit sich, die leicht, aber besonders widerstandsfähig gebaut, kielloos und an beiden Enden scharf zueschnitten waren, damit sie möglichst unbedindert und möglichst schnell jede Bewegung auszuführen imstande waren. Jedes dieser Boote, von denen bei einem größeren Kreuzer beim Beginn einer Jagdreise gewöhnlich vier bereitgehalten wurden, war mit sechs Mann, dem Harpunierer, dem Steuermann und vier Ruderen, besetzt und führte als Jagdgeräth womöglich vier Harpunen, mehrere Lanzen, ein sehr schweres Gewehr, das bolzenförmige Granaten schoß, einen kurzen Spießspaten, ein Beil und ein starkes Messer mit. Der wichtigste Theil des Jagdgeräths war eine über daumenbreite, ungefähr 350 Faden lange und aus bestem Hanf verfertigte Leine, an deren vorderem Ende die Harpune befestigt war oder vielmehr die Harpunen, denn gewöhnlich waren es zwei an besonderen Leinenenden, die der Harpunierer dem Wale beim ersten Antommen schnell nacheinander "gab". Hatte das Eisen "geessen", so wurde das Boot möglichst schnell nach rückwärts gerudert, und nunmehr begann der Kampf, das Entweichen und Unter-tauchen des getroffenen Thieres und seine unermüdlische Verfolgung durch die Mannschaft. Der Kampf dauerte zehn, zwanzig und dreißig Minuten und manchmal auch doppelt so lange und endete gewöhnlich damit, daß das abgehegte und in der Regel mehrfach verwundete Thier mit dem Sprenggeschosse oder der Lanze zu Tode gebracht wurde.

Bei der langen Dauer der Fahrt konnte natürlich die erlegte Beute nicht bis zu irgendeinem Hafenplatz geschleppt werden, sondern es mußte mit dem Bergen dessen, was von ihr zu verwerten war, sofort begonnen werden. Waren die werthvollsten Theile geborgen, (was etwa binnen vier bis acht Stunden der Fall war), so löste man die Kette und überließ die unförmliche Masse des Krumpfes den Fluten.

Seit den letzten Jahrzehnten hat die Art des Walfischfangs vielfach eine ganz neue Gestalt angenommen, die, soweit der Fang überhaupt noch als lohnend angesehen wird, wohl überall die Oberhand gewonnen wird. Man sendet keine großen Kreuzer mehr zu längeren Fahrten aus, sondern legt da, wo der Wal, der ja ein Herdenthier ist und periodisch bestimmte Futterplätze aufzusuchen liebt, regelmäßig zu erscheinen pflegt, an geeigneten Uferstellen Walfangstationen oder Faktoreien an, wie es durch die Pacific Whaling Company of British Columbia an der Westküste von Columbia und durch die Tye Company an der von Alaska gesehen ist. Jede dieser Anlagen besteht, wie es auch bei denen an der Küste Finnmarkens von Tromsø an der Fall ist, aus einem Fabrikgebäude mit Nebenhäusern und hat einen oder ein paar kleine Dampfer zur Verfügung, die, je nach Gelegenheit, Fahrten zum Fang unternehmen, selten länger als einen Tag ausbleiben und manchmal sogar zwei oder mehrere Streifzüge an einem und demselben Tage unternehmen. Diese Dampfer haben an Stelle des Bugspriets eine kleine Plattform, auf der eine Harpunlanone steht. Das Geschöß ist eine schwere schmiedeeiserne Harpune, die ein über 2 Zoll starkes Tau mit sich reißt, wodurch bei glücklichem Treffer der Wal an das Schiff gefesselt wird. Die Harpune enthält jedoch außerdem in einem besonderen Behälter im Schiffe noch eine Sprengladung; wird das Tau durch die Bewegung des verwundeten Wales straff angezogen, so gerbricht ein Glas, dessen Inhalt die Ladung entzündet. Manchmal brin-

der Harpunierer seine Beute auf den ersten Schuß zur Strecke, manchmal muß er auch mehrmals feuern, ja, nicht selten kommt es zwischen dem verwundeten Thiere und seinen Jägern zu derselben erbitterten und hartnäckigen Verfolgung wie bei der Harpunierung nach der älteren Art des Walfang's, und es muß dann, wie bei den spanischen Stierkämpfen der Torero mit dem Degen, so der Harpunierer mit der Hand-lange seinem Opfer den letzten, tödlichen Stoß versetzen.

Die Arten des Wals, die bei dem Fang an der Küste von British Columbia und Alaska hauptsächlich in Betracht kommen, sind der Buckelwal (der Humpback der Engländer oder Norqadbal (der Finnisch oder Finnback der Engländer oder Sidbrör der Norweger). Beide gehören zu den Furchen- oder Röhrenwalen, die ihren Namen von tiefen, neben- und hintereinander liegenden, gleichlaufenden, sich über die ganze Kehle, Hals-, Brust- und einen Theil der Bauchfläche erstreckenden Längsfurchen erhalten haben. Der Buckelwal erreicht etwa 50 Fuß Länge, seine Brustfinne ist ungefähr 3 Fuß lang, und seine Schwanzflosse misst in der Spanne gegen 15 Fuß. Er zählt zu den stumpfen Gliedern seiner Familie. Der Finnwal dagegen ist einer der schlanksten und kann eine Länge von 80 Fuß erreichen. Die Länge seiner Brust beträgt den zehnten, ihre Breite den fünfzigsten und die Breite der Rückflosse den fünften Theil der Gesamtlänge. An der ganzen vorderen Küste ist er der interessantesten aller Wale, der Schwefelbauch, oder Sulphurbottom der Nordamerikaner, verbreitet, er gilt bei den Walfängern des Stillen Ozeans, was er auch wohl ist, als der größte aller Wale überhaupt. Man hat ein Exemplar kennen gelernt, das 85 Fuß lang war und ein Gewicht von 147 Tonnen erreichte. Selbst die Finnwale übertreffen die Schwefelbauch an Schlankheit. Die Haut ist auf der Oberseite glatt, unterseits tief gefurcht, ihre Färbung oben düster schwarz bis lichtbraun, unterseits lebhaft schwefelgelb.

Die Wale, die von den Dampfern der Stationen an der Küste von British Columbia und Alaska erlegt werden, werden, wenn es sich bei einer und derselben Fahrt nicht um eine zu große Anzahl handelt, mit einer Eisentiste, die um ihre Schwanzflosse geschlungen ist, an dem Bug des Dampfers befestigt und so zu der Station verbracht. Um dies zu ermöglichen, wisse schwimmend erhalten und darum künstlich aufgeblasen werden, mittels einer an Bord befindlichen Luftpumpe und eines langen Gummischlauches, der vorn in eine längere, spitz zulaufende und durchlöcherete Metallröhre endet, beverflichtigt wird. Das spige Metallrohr wird dem bereudeten Wale bis zu genügender Tiefe in den Leib getrieben; ist der Kadaver bis zur Schwimnfähigkeit aufgeblasen, so entfernt man das Rohr und schließt die entflandene Öffnung mit Kalfaterwerk. Sind bei einer Ausfahrt mehr Thiere zur Strecke gebracht, als auf einmal nach der Station bugsiert werden können, so befestigt man an jedes, sobald sie aufgeblasen sind, eine Schwimmoje mit einem Fährband daran und holt sie je nach Gelegenheit und Bequemlichkeit ein.

Auf den Walfischstationen wird möglichst alles auf mechanischem Wege erledigt, so vor allem das Heraus-schleppen des Fischkadavers auf einer geeigneten Ebene vermittelst einer Dampfwinde. Auch das Entspecken wird durch eine mechanische Vorrichtung besorgt, welche die Spießstiche so rasch und glatt wie die Schale einer Orange abbläst; nicht von dem Thiere geht verloren; wie der Speck, so dient auch das Fleisch und die Knochenmasse zur Trangerwinnung. Aus der entseelten und künstlich getrockneten Fleisch-faser sowie dem Blut und dem aus den gemahlenden Knochen gewonnenen Mehl wird ein vortrefflicher Kunstdünger hergestellt. Selbst das Wasser, in dem das Fett ausgelocht worden ist, muß zur Zubereitung des bekannten "Fischleims" dienen.

Man spricht oft von Wühnern, die 200 Eier im Jahre legen. Zu sehen bekommt man sie aber sehr selten.

Erst wenn er einen Nestler an ihm entdeckt hat, beginnt der Kleine sich für den Großen zu interessieren.

Wie verlautet, soll soeben eine gewaltige Kombination der Baumwoll-Spinnereien zustande gekommen sein. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Konjunktur dabei mehr Seide als bisher spinnen werden.

Nichts kann wiederkommen, sagt man. Südamerikanische Revolutionen machen eine Ausnahme.

Sehr verstimmt sind gewisse Leute, wenn man ihnen jene Beschreibung erteilt — die sie nachher benötigen.